

Praktischer Schöpfungsglaube nach Luther

(Luthers Auslegungen des 127. Psalms)

VON MARTIN DOERNE, HALLE

„Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde.“ Das ist der erste Artikel unseres Glaubensbekenntnisses; ihm folgt, nach der von Luther wiederhergestellten trinitarischen Ordnung des Bekenntnisses, als zweiter Artikel der Glaube an Jesus Christus, als dritter der Glaube an den Heiligen Geist. — Oft hat man diese Ordnung so verstanden, das Bekenntnis zu dem Vater- und Schöpfergott sei erst der Vorhof des eigentlichen Christenglaubens. Die Hauptsache, so sagt man, sei doch erst im zweiten Artikel ausgesprochen: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn.“ An „Gott“ glauben irgendwie auch heute noch die meisten Menschen (wenngleich dies ein sehr blasser und unverbindlicher „Glaube“ sein mag); erst an dem Namen Jesus Christus scheiden sich die Geister.

Doch, so einleuchtend dies zunächst scheinen mag, hinter dieser Verweisung des 1. Artikels in den Vorhof des Christentums steht ein Mißverständnis. — Das Thema, das wir dieser Besinnung gegeben haben, heißt „Praktischer Schöpfungsglaube“. Wir hätten dafür beinahe auch einsetzen können „Praktischer Gottesglaube“. Auf diese praktische Art des Gottesglaubens kommt es uns an. Denn es gibt auch einen bloß theoretischen, gedankenmäßigen Glauben an Gott den Schöpfer (Luther nennt ihn häufig einen „erdichteten Dünkel und Wahn“ des Menschen). Dieser theoretische Glaube knüpft sogar, scheinbar sachgemäß, an das Wort der Bibel an. 1. Mose 1: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ „Am Anfang“, — das ist unvorstellbar lange her. Seitdem aber, denken wir unwillkürlich hinzu, hat Gott diese Welt, und vor allem den Menschen, wesentlich sich selbst überlassen. Man mag das hochgemut und zukunftsfreudig wenden: der Mensch ist sein eigener Herr, mit unendlichen Möglichkeiten, — seine eigentliche Menschwerdung hat überhaupt eben erst

begonnen. Man mag es auch etwas weniger hochgemut, mit einem leisen Unterton von Skepsis, sagen: hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Oder noch einige Grade skeptischer: Gott ist mit den stärksten Bataillonen.

Das ist, in verschiedenen Abtönungen, der theoretische Schöpferglaube, der für Gott nur jenen schmalen Randplatz „am Anfang“, weit von uns weggerückt, frei lassen will. Demgegenüber sagen wir mit Luther: dieser theoretische Gott-Schöpfer-Glaube verdient in Wahrheit nicht den Namen „Glaube“. Echter Gottes- und Schöpfungsglaube ist nur der, der mit der Vergangenheit auch die Gegenwart umspannt, ein Glaube, der unmittelbar hineingreift in unsere, in deine und meine gegenwärtige Lebenswelt. Fassen wir das „ich glaube“ schon für den 1. Artikel so praktisch, so „existentiell“ auf, dann ist jenes Mißverständnis, der 1. Artikel sei nur der Vorhof des christlichen Gottesglaubens, eigentlich schon widerlegt.

Für dieses von Grund auf praktische Verständnis des Glaubens an Gott den Vater und Schöpfer lassen wir uns von Martin Luther Hilfe und Weisung geben. Drei Worte stehen, wie wir in den letzten Jahrzehnten neu gewahr wurden, bei Luther auffallend nahe beieinander: Gottes Schöpfung, Gottes Gebot, Gottes Ordnung (Verordnung) für meinen Beruf und Stand.

Aufs engste hat der Reformator den Glauben an Gott den Vater und Schöpfer mit dem 1. Gebot zusammengebunden. Besonders mächtig und einprägsam tat er das in der „kurzen Form des Glaubens“ von 1520. — Was heißt: Ich glaube an Gott den Vater usw.?

Luther antwortet:

Ich setz mein Trauen auf keine Kreatur /sie sei im Himmel oder auf Erden.

Ich erwäge und setze mein Trauen allein auf den bloßen unsichtlichen unbegreiflichen einigen Gott, der Himmel und Erden erschaffen hat und allein über alle Kreaturen ist.

Ich glaub nichts desto weniger an Gott /ob ich von allen Menschen verlassen oder verfolgt wäre.

Ich glaub nichts desto weniger / ob ich ein Sünder bin. Denn dieser mein Glaub soll und muß schweben über alles / was da ist und nicht ist / über Sünd und Tugend / und über alles / auf daß er in Gott rein und lauterlich sich halte / wie mich das erste Gebot dringt.

Hier ist der Zusammenhang unmittelbar zu greifen. „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ An Gott glauben heißt damit Ernst machen, daß Gott, Er und niemand sonst, der Herr meines Lebens und meiner gesamten Lebens-Welt ist. An diesen Gott, der seine Gottheit mit keiner Macht teilt, sind wir mit unserem Gehorsam wie mit unserem Vertrauen ohne Einschränkung gewiesen und gebunden. Die Welt, so groß ihre Mächtigkeit sich darstellen mag, kann sich nicht mehr zwischen Gott und uns schieben wollen; denn in der uns gezeigten Perspektive des Glaubens ist sie selbst die Welt Gottes, von Gott geschaffen und jeden Augenblick in der Hand seiner Verfügung.

Dieser praktische Gottes- und Schöpfungsglaube gilt, wie Luther uns eingepägt hat, nicht nur für den innersten Bezirk unserer persönlichen Lebens- und Herzensgeschichte. In seinem Lichte steht auch das ganze geschichtlich-soziale Gefüge von Pflichten, Ordnungen, Berufsbindungen, in die unser persönliches Leben ja immer eingebettet ist. — Wir stoßen heute auch bei evangelischen Christen, ja auch bei Theologen, auf die Meinung, Luther habe uns für diese Bereiche des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens mehr oder weniger im Stich gelassen. Dieser Auffassung liegt zunächst ein Mißverständnis von Luthers evangelischem Glaubens-Personalismus zugrunde, das eigentlich nur bei Nicht-Kennern seiner Schriften über Staat, Recht und Wirtschaft Platz finden kann. Mitbefördert ist dieses Mißverständnis natürlich auch dadurch, daß die gesellschaftlich-politischen wie die wirtschaftlichen Verhältnisse sich in den vier Jahrhunderten seither, allermeist seit Beginn des 19. Jahrhunderts, grundlegend gewandelt haben. Es ist eine Selbstverständlichkeit, von der man nicht erst viel Aufhebens machen muß, daß z. B. in der Erklärung von

Luthers Katechismen auf diese tiefgreifenden Wandlungen Bedacht genommen wird.

Am Ende kommt es nur darauf an, daß wir Luther auch in diesen Fragen des gesellschaftlich-öffentlichen Lebens von der ewigen Sache, d. h. vom Evangelium her auslegen, anstatt die zeitgeschichtliche Gestalt seiner einschlägigen Äußerungen zum unveränderlichen Leitbilde einer sog. evangelischen Sozialethik zu machen.

Ein Beispiel von Luthers praktischem Schöpferglauben mit bestimmtester Anwendung auf Beruf und Öffentlichkeit liegt uns vor, das kaum einer Umformung und „Übersetzung“ bedarf, um über die vier Jahrhunderte hinweg unmittelbar in unsere Lebens- und Zeitfragen hineinzusprechen; es hat sich in dieser Unmittelbarkeit seiner Zeugniskraft während der Jahre des Nationalsozialismus uns überraschend neu bewährt. Es sind die beiden Auslegungen des 127. Psalms, die erste deutsch als ein seelsorgerliches Sendschreiben „an die Christen zu Riga in Livland“ 1524¹, die ausführlichere zweite lateinisch im Zusammenhang der Vorlesung über die Stufenpsalmen (1533)². Die hier gebotene praktische Erklärung des Schöpferglaubens ist hauptsächlich aus den beiden ersten Versen des Psalms geschöpft:

Wo der Herr nicht das Haus bauet,
so arbeiten umsonst, die daran bauen,
Wo der Herr nicht die Stadt behütet,
so wachet der Wächter umsonst.

Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet
und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen,
denn seinen Freunden gibt er's schlafend.

Der erste Vers des Psalms redet zunächst vom Hause und dann von der Stadt. Hier wie dort gilt: „Alles ist an Gottes Segen und an seiner

¹ W. A. 15, 360—378.

² W. A. 40, III, 202—269, sowohl in G. Rörers Nachschrift wie in der Druckausgabe von 1540 (bzw. der Einzelausgabe dieses Psalms von 1534). — Gerhard Gloege hat diese Vorlesung unter dem Titel „Von der Menschwerdung des Menschen“ verdeutscht und erläutert (Göttingen 1940).

Gnad' gelegen". Gott muß dabei sein, sonst ist aller Eifer umsonst. Luther hat „Haus“ und „Stadt“ als Sinnbilder für die zwei grundlegenden Formen menschlichen Miteinanderlebens verstanden: das „Haus“ bedeutet Ehe und Familie, mit einem Worte den „Hausstand“, die „Stadt“ bedeutet das politische Leben, in erster Linie das Werk des verantwortlichen Staatsmannes, aber im weiteren Sinne auch den Pflichtenkreis des Staatsbürgers überhaupt. Diese politische Deutung der „Stadt“ konnte sich darauf berufen, daß der 127. Psalm dem König Salomo zugeschrieben ist. Mit der Deutung des „Hauses“ auf Ehe und Familie geht Luther über den Wortsinn hinaus, — unter der (heute zumeist aufgegebenen) Voraussetzung, daß die Verse 3—5 ursprünglich mit den zwei ersten Versen zusammengehören, wäre diese Deutung freilich wortgetreu. Aber diese Einzelfragen brauchen uns nicht zu bemühen. Luther ist mit seiner praktischen Anwendung des Schöpferglaubens auf die Bereiche der Familie und des Staates jedenfalls ein getreuer und lebendiger Ausleger des biblischen Gesamtwortes für diese Bereiche.

Es mag der Verständlichkeit von Luthers Absichten dienen, wenn wir aus dem Reichtum seiner Auslegung *fünf Hauptgedanken* herausheben.

1. *Wir brauchen Gott, wenn wir die Wirklichkeit „Familie“ und „Staat“ überhaupt richtig sehen wollen.*

Schon dieses Erste versteht sich durchaus nicht von selbst, — auch für Luther nicht. Er hat oft genug ausgesprochen, es sei mancher heidnische Politiker nicht nur erfolgreicher, sondern auch tüchtiger, ja rechtschaffener gewesen als mancher christliche Fürst oder Staatsmann. Luther läßt den „christlichen“ Fürsten ja überhaupt nur als Ausnahmefall gelten, ein „seltenes Wild“ nennt er ihn. Erst recht hat er sich nicht befreunden können mit dem Gedanken einer „christlichen Politik“, auch nicht in den gefahrvollsten Zeiten des Türkensturmes. — Trotzdem ist sowohl das Familienleben wie die Politik auf den Glauben an Gott den Schöpfer verwiesen, urteilt Luther. An

zwei Punkten wird ihm das klar: Sowohl über den wahren *Ursprung* wie über den *Endzweck* der Ehe, der Familie, des Staates muß der Mensch im Dunkeln tasten, wenn er nicht an Gott glaubt. Und nicht nur ins Dunkel, sondern in heillosen Irrtum verliert sich dieser Mensch, dem Gott nicht als Ursprung und Endzweck dieses menschlichen Miteinanderseins in Familie und Staat offenbar ist. Er denkt beinahe zwangsläufig: Ich selber bin's, der die Sache macht und machen muß. Und was den Zweck betrifft, so wird er denken: es geht um mein Glück, oder, in der Rolle des Staatsmannes: um den Wohlstand der Gemeinschaft, — und heimlich wird er hinzudenken: um meine persönliche Ehre.

Es mag sich auch unter diesen Vorzeichen sowohl im Hausstande wie in der Politik eine Zeitlang leidlich existieren lassen. Wenn aber auf die Dauer die Reibungen, die Wirrungen, die Enttäuschungen hier wie dort keinesfalls ausbleiben (auch unter Christen nicht!), was dann? Es ist und bleibt ja so, daß die Dinge nicht immer nach dem „Plan“ laufen. Luther hat diese uralte Erfahrung sehr tief in sein Grundverständnis der Geschichte wie der Gesellschaft eingearbeitet und aus ihr, in unserer Psalmerklärung wie anderwärts, eindrucksvoll den heidnischen, ja allgemein-menschlichen Schicksalsglauben abgeleitet.

„Da schreien sie nun, es geschähe alles durch Schicksal oder Zufall.“

Unter diesem deprimierenden Eindruck, daß die Wirklichkeit sich unseren Planungen niemals recht fügt, gerät der stetige Gang unseres Berufshandelns im Hause wie im Staate nun unter den Zwang eines seltsamen Entweder — Oder. Entweder: der Mensch spannt seine Kräfte immer heftiger an, er wird wild, er läuft sich heiß vor Anstrengung. Oder: er verzagt, er resigniert, er läßt alles gehen, wie es will. Sehr oft folgen die beiden Reaktionen aufeinander: zuerst traut der Mensch sich zu viel zu, am Ende traut er sich überhaupt nichts mehr zu.

So muß es gehen, urteilt Luther, wenn die Leute die Rechnung ohne Gott machen. Die Dinge des Berufslebens ohne Gott anfassen, das

heißt sie „mit ungewaschenen Händen angreifen“, wie er es ausdrückt. Und wörtlich sagt er:

(Sie stellen sich), als ob sie selbst es wären, die solch große Dinge wie Ehe, Familie, Staat zu verwalten fähig wären. Anstatt daß sie begreifen: keines davon läßt sich mit menschlicher Weisheit bewältigen. Nein, wir sind nicht die eigentlich Wirkenden, sondern nur die Werkzeuge, die Instrumente, durch welche Gott die Welt regiert.

Auf diesem Hintergrund will Luther die Anrede des 127. Psalms ganz lebenswichtig genommen wissen:

Werft euch doch ganz in den Schoß der göttlichen Majestät und vertraut euch ihr an. IN GOTTES Namen müßt ihr heiraten, für die Familie sorgen, den Staat regieren — und dabei immerfort zu Gott sprechen: Sei Du Hausvater und Oberherr.

Warum die Eheleute und die Politiker schlecht beraten wären, wenn sie diese Anrede für eine bloße allgemeine Moral-Predigt hielten, das ergibt sich aus dem 2. Hauptgedanken, den Luther dem Psalm entnimmt:

2. *Die Ausschaltung Gottes aus Familie und Staat rächt sich schon hier in diesem Leben, — entweder in Vermessenheit oder in Verzweiflung.*

Luther zeichnet zunächst mit einem Realismus ohnegleichen die Reibflächen und Konfliktstoffe im Familienleben. Entgehen wird diesen Wirrungen keiner. Doch hier in den Wirrungen ist einer gefragt, ob er seinen Gatten-, seinen Vater- und Mutterstand mit oder ohne Gott begreift. Luther sieht das Problem zunächst vom Standort des Mannes und Familienvaters. Der Mann und Vater, der Gott nicht auch bei sich zu Hause Gott sein läßt, hat sich irgendein Idealbild von Ehe und Familie zurechtgelegt, und nun möchte er die Verwirklichung erzwingen. Er tyrannisiert Frau und Kinder, auf größere oder

feinere Art, er wird schließlich „ein Löwe in seinem Hause“ (wohlverstanden: nur zu Hause!), wie Luther scherzhaft nach Sir. 4, 35 bemerkt. Oder: — wenn ihm diese Rolle nicht liegt oder sein Löwenmut verbraucht ist, so läßt er die Dinge laufen, wie sie eben laufen: „der Mann geht diesen, die Frau geht jenen Weg“; was die Kinder daraus folgern werden, ist leicht zu erraten.

Das gleiche Bild entrollt sich nun aber auch in den größeren Maßen des politischen Lebens, — Innen- und Außenpolitik zeigen hier durchaus gemeinsame Signaturen. — Wenn die Politiker ihre Politik nicht unter Gottes Augen treiben, hören wir Luther sagen, so wird das keinesfalls gut gehen. Wieder tritt das Gesetz des heillosen Entweder — Oder in Aktion. Entweder läßt sich der leitende Staatsmann durch die Widerstände, die ihm in den Weg treten, zu einer Übersteigerung der zentralen Vollzugsgewalt verführen; dann wird, wie Luther (hier an Aristoteles anknüpfend) es ausdrückt, aus der Regierung die „Tyrannei“. Oder aber (wie Luther in allzu naher Anlehnung an das berührte Beispiel des Familienvaters psychologisiert) der Staatsmann verliert angesichts der Widerstände die Lust und den Mut zum Regieren. Dann kommt es zu allgemeiner Unordnung, aristotelisch geredet, zur Anarchie. Luther sieht einen dämonischen Zusammenhang zwischen beiden Irrungen des politischen Lebens:

Das ist Satans Plan, daß alles entweder auf Anarchie zutreibt oder auf Tyrannei.

Dieser Satansplan hat seinen wirksamsten Förderer an dem menschlich-allzumenschlichen Charakter des Politikers selbst, namentlich des erfolgreichen. Er kann es fast nicht unterlassen, nach Luthers Beobachtung, sich selbst zu überschätzen.

Das Wort ICH wird zu groß geschrieben.

Als Beispiele stehen dem Reformator die Staatsmänner Roms und dann, noch einprägsamer, die Großreiche des Alten Orients mit der Tragik ihrer Kurzlebigkeit vor Augen. Hier wird der Professor Luther zum Herold einer wahrhaft prophetischen Geschichtsdeutung.

Gottesglaube und Gottesfurcht, das sind die wahren Schutzmauern für Staaten und Reiche. Weil es daran fehlt, so stürzt ein Reich nach dem anderen. Ich bin überzeugt: die Reiche des Altertums hätten länger Bestand gehabt, wenn die Könige das Wort „Ich“ beiseite gelassen hätten ... Nur wegen ihrer Vermessenheit sind die Reiche der Perser, der Griechen, der Römer gestürzt worden. Weil sie sangen: Ich, ich hab's gemacht, folgte alsbald das andere: ich bin zugrunde gegangen.

Luther findet hier einen, auf das Ganze der Geschichte geblickt, unverbrüchlichen Zusammenhang. In diesem Munde ist es nicht pharisäische Schadenfreude, vielmehr echter Prophetenzorn — und, ihm beigesellt, freilich auch ein Stück Prophetenspott, wenn er angesichts dieser immerzu wiederkehrenden weltpolitischen Katastrophen ausruft:

So mußte es kommen. Recht so! Recht so!

Oder, in ironischer Anrede an solch eine gestürzte politische Größe: Du hast's höher angestimmt als du's konntest aussingen; das ist genau so wie bei dem Esel in der Fabel.

Und dann sogleich wieder mit bitterem Ernste:

Du wolltest der Herr sein und Gott wegräumen. Jetzt räumt Gott dich selbst weg.

Praktischer Schöpfungsglaube? — Ja, wer ernsthaft von Gott dem Schöpfer redet, der redet zugleich von Gottes Gebot und von der tödlichen Bedrohung, die Gottes Gebot immer bei sich hat. Wir haben damit den 3. Hauptgedanken gefaßt:

3. *Die Eine Grundsünde, aus der alle Sünden fließen, ist die Ver-
wechslung zwischen Gott und dem selbstherrlichen Ich, — wie im
Leben des Einzelnen, so auch im Großraum der Völkergeschichte.*

Wissen wir, fragt Luther, was es bedeutet, an Gott den Schöpfer zu glauben? Die erste Bedeutung ist diese:

Die Menschen sind nicht ihrer selbst Schöpfer und Regierer. Wo die Bibel von Gott spricht, da müssen wir immer ein Entweder — Oder mithören. Gott — das heißt: nicht der Mensch. Nicht wir, sondern Er.

Gott will Gott bleiben, Schöpfer und Regierer aller Dinge. Er will uns wohl zu Handlangern haben, aber nicht zu Schöpfern und Urhebern.

Dasselbe sagt Luther, mitten in der lateinischen Vorlesung hier in deutsche Sprichwortrede übergehend:

Die Axt muß nicht der Bauer, die Feder nicht der Schreiber sein. Und dann die exakte Erklärung, wie wir es praktisch zu verstehen haben, „Gott ist der Schöpfer“:

Gott hat nicht nur einmal geschaffen und ist dann fortgegangen, so wie ein Baumeister ein Schiff baut — und, wenn es fertig ist, so läßt er's aus der Hand und übergibt es einem anderen zum Steuern. Sondern Gott ist und bleibt bei dem, was er geschaffen hat, und regiert es selber, Hauswesen, Staatswesen, alles.

Daß wir das beharrlich vergessen oder nicht wahrhaben wollen, auch wenn wir es gedankenmäßig anerkennen, das ist unsere Ur-Sünde, — die Sünde Adams in ihrer aktiven Gegenwart bei mir und dir. Luther:

Wir überschreiben auf unser eigenes Konto, was wir von Gott geschenkt erhielten. Wir vergeifen uns räuberisch an Gottes Majestät und stellen uns an, als wären wir Götter.

Diese angemessene Gottähnlichkeit des Ich vergiftet aber auch die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch. Luther erinnert hier an das seltsame, fanatische Rechthaben-wollen des einen Politikers gegen den anderen. Und er beschreibt mit drastischer Anschaulichkeit die abschätzigste Manier, in der ein neu an die Macht gekommener König oder Minister von seinem Vorgänger redet:

Ei, man hat bisher nicht wohl regiert. Aber jetzt komme ich (und mache es besser).

Wenn ein Staatsmann (nach Luthers Urteil ausnahmsweise!) Gott vor Augen und im Herzen hat, dann wird er schwerlich so absprechend

reden. Vor seinem Vorgänger braucht er sich allerdings nicht mehr zu fürchten. Aber — vor Gott wird er sich fürchten. Und das wird eine heilsame Furcht sein, auch für die Entgiftung der Politik.

So energisch und exklusiv will Luther also den Glauben an Gott als unseren Schöpfer und Herrn ausgelegt wissen. Entweder Gott — oder ich. Zuletzt ist es Gott, der alles wirkt, ich bin nur, ja ich bin bestenfalls sein Handlanger. — Die Frage kommt: bleibt im Zeichen dieses Glaubens überhaupt Platz für eine wirkliche Aktivität des Menschen? Steht im Hintergrunde doch auch bei Luther eine letzte Verachtung und Entwertung der innerweltlichen Tätigkeit, die zugleich eine Entehrung des Menschen selber ist? — Die Antwort entnehmen wir aus einem 4. Hauptgedanken dieser Psalmauslegung:

4. Nur im Glauben an Gott den Schöpfer und Herrn kommen wir zu rechter Einschätzung der menschlichen Arbeit.

Beinahe allzu häufig haben wir seit 25 Jahren eine Feststellung wiederholen müssen, scheinbar eine Verteidigung, deren der Reformator eigentlich nicht bedarf. Doch wir lassen's uns nicht verdrießen, sie nochmals auszusprechen: Luther war wahrhaftig kein „Feind der Arbeit“. Im Kampf gegen das entartete Mönchtum hat er gerade ein Äußerstes getan, der sog. weltlichen Arbeit die Ehre wiederzugeben, die Gott ihr ein für allemal verliehen hat. Er legt Wert darauf, daß auch das Herrnwort wider die Sorge (Matth. 6, 25) diese Ehre nicht antastet. Es gibt eine Sorge, so unterweist uns Luther, die nicht eine gott- und glaubenslose Besorgtheit, vielmehr pflichtmäßige Fürsorge ist. Das gibt er dem Hausvater und besonders plastisch in der deutschen Erklärung von 1524 dem Staatsmann zu bedenken:

Obrigkeit soll wachen, fleißig sein, alles tun, was ihrem Amt gebührt: Tore zuschließen, Türen und Mauern bewahren, Harnisch anlegen, Vorrat schaffen . . . und sich eben stellen, als wäre kein Gott da und müßten sich selbst erretten und regieren.

Mit scharfer Kehrtwendung fährt Luther nun aber fort:

Aber davor soll einer sich hüten, daß sein Herz sich nicht verlasse auf solch ein Tun, — sich nicht vermessen, wo es wohl angeht, noch sich sorgen, wo es fehlen (fehlschlagen) will, sondern soll all solch Bereitschaft und Rüstung lassen unseres Herrgotts Mummerei sein, darunter Er selbst alleine wirke.

Was der Reformator hier dem „Wächter der Stadt“, dem Staatsmann für seinen politischen Beruf ins Gewissen bindet, da ist nur ein klassisches Beispiel für die Anweisung des Ortes und der Grenze, die die menschliche Arbeit überhaupt durch den Glauben an Gott den Schöpfer empfängt. Ort und Grenze, — Luther bestimmt beides so:

Gott hat uns Menschen die Arbeit als eine heilsame Übung verordnet. Gott will uns die Mittel und Güter unserer Lebensfristung *nicht ohne* unsere Arbeit geben.

Wir aber, so fährt er fort, verfallen hier immerzu in einen groben logischen Fehler, der in diesem Falle nicht nur ein Denkfehler, sondern eine getarnte Sünde ist. „Nicht ohne unsere Arbeit“, daraus machen wir unter der Hand etwas ganz anderes: „durch unsere Arbeit“. — Luther war ein scharfsichtiger Beobachter und Kritiker des Wirtschaftslebens seiner Zeit, und seine Wahrnehmungen haben ihn in der Abwehr gegen die von ihm schon erahnte neuzeitliche „Religion der Arbeit“ auch zu einem prophetischen Warndienst rüsten helfen, dessen Fruchtbarkeit unter uns noch längst nicht ausreichend verstanden worden ist. Kurz und lapidar schreibt Luther den Rigaern 1524:

Arbeiten gebührt dir, aber Ernähren und Haushalten gehört Gott alleine zu. Darum mußst du weit voneinander sondern diese zwei: Arbeiten und Ernähren, so weit als Himmel und Erde, Gott und Mensch voneinander sind.

Wenn diese Unterscheidung in Vergessenheit gerät, gibt es keinen Schutz gegen den Geist der mörderischen Arbeitswut, der die Arbeit zu einem Selbstzweck werden läßt. — Die Menschen können sich nicht genug plagen, so beschreibt Luther die hier wirkende Logik des Fana-

tismus. Sie kennen keine Feiertage mehr, „sie lassen am Sonntag kein Pferd feiern“. Und was kommt dabei heraus? Luther stellt die Frage nicht in der Positur eines eifernden Kanzelredners. Nein, er bringt außerordentlich präzise volkswirtschaftliche Fragen vor. Warum wird die Marktware immer teurer? Warum hält die Lebenshaltung der breiten Massen nicht Schritt mit dem Fortschritt der ökonomischen Betriebsamkeit? — Nicht die erste, aber die letzte, durchschlagende Antwort gibt die kritische Anwendung des 1. Gebots in unserem Psalm: „Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet“. *Umsonst*. Luther sieht das Wort in großen Buchstaben über dem Weltlauf geschrieben wie eine flammende Gerichts-Schrift. „Was ist die ganze Welt, so fragt er, als ein einziges vergebliches Frühaufstehen?“

Mit einer Meisterschaft der Seelenkunde, die ihresgleichen sucht, schaut Luther diesen letzthin umsonst „früh aufstehenden“ Menschen näher an. Sein Ergebnis läßt sich etwa so zusammenfassen: Dieser Mensch, dem die Arbeit zum Gotte wurde, ist ein Unternehmer, der sich selbst übernimmt. Er kann niemals mehr zur Ruhe kommen. Aus der pflichtmäßigen Fürsorge für die Zukunft wird ein aufgeregtes Herumtasten in maßlosen Zukunftsphantasien, und zugleich eine krampfhaftige Angst, nur ja keine Chance zu versäumen. Eine klassische Stelle der Auslegung lautet so:

Der Mensch ohne Gott ruht niemals in der Gegenwart, er wird immer umgetrieben von der Sorge um die Zukunft. Während er Zukunftsplänen nachjagt, verliert er das, was er hat, — genau wie jener Hund in der Fabel: er schnappt nach dem Spiegelbild des Fleischstückes im Wasser — und verliert dabei das wirkliche Stück Fleisch, das er im Maule hat. Recht so! Dieser Hund in der Fabel ist ein Abbild der ganzen Welt.

Es wäre lohnend, die Analyse Luthers weiter zu verfolgen, bis zu den erstaunlichen traumpsychologischen Beobachtungen, die den Reformator dicht in die Nachbarschaft Dostojewskijs zu rücken scheinen. — Doch es ist Zeit, die Kehrseite dieser Warnpredigt und Gerichtspsychologie zu zeigen, — diese Kehrseite ist in Wahrheit das eigentliche, das

evangelische Kernwort von Luthers praktischem Schöpferglauben, und die Gerichtspredigt gehört zu ihr nur als das Begleitwort. 5. Hauptgedanke:

5. Der ernstliche Glaube an Gott den Schöpfer und Herrn hilft zu fröhlichem, innerlich entspanntem Handeln in unserem Beruf.

Das erschreckende „Umsonst“ ist im 127. Psalm selbst nicht das letzte Wort. Der 2. Vers schließt anders: „Seinen Freunden gibt er's schlafend“. Dazu erklärt Luther:

Dieses „Schlafen“ will geistlich und bildlich verstanden sein. Der Gläubige lebt, als schlief er. Er schläft nicht nur bei Nacht, sondern allezeit. Er ist gelassenen Sinnes, auch wenn er ein Regieramt hat, er ruht, mitten in diesem Amte, gleichsam auf weichem Bett. Er überläßt die oberste Regierung Gott, er genießt Gottes Gaben, und er weiß, daß er nur ein Werkzeug Gottes ist.

Beinahe paradox scheint das, wie Luther hier gerade dem Staatsmann, dessen Beruf der schwerstbelastete und tiefstgefährdete unter allen Berufen ist, im Namen Gottes solch vollkommenen Frieden des Herzens zuzusprechen wagt. Dann ist ja kein Beruf und keine Lebenslage, in die jemand durch Gottes Gebot und Ordnung eingewiesen wurde, von dieser Verheißung des geistlichen Schlafes im Frieden Gottes ausgeschlossen.

Das fröhliche und entspannte Handeln im Beruf, das dem Glauben an Gott den Schöpfer als Lohn verheißten ist, ist von Luther auch als der „Weg der Mitte“ beschrieben, der schmale Pfad zwischen den zwei Abgründen der Vermessenheit zur Rechten, der Verzweiflung zur Linken. Auch das gehört zum inneren Gesetz dieses Weges der Mitte, daß der Mensch, der ihn geht, nicht viel fragt nach dem Beifall der anderen. Der Erfolg im Beruf wird ihn nicht hochmütig machen. Der Mißerfolg wird ihn zwar anfechten wie einen jeden, aber er wird ihn, diesen Glaubenden, jedenfalls nicht zu Falle bringen. Luther läßt in unserer Psalmerklärung — gut alttestamentlich, so wird man sagen

dürfen — die Erwartung anklingen, daß dieser Weg der Mitte normalerweise auch ein Weg des Erfolges sein wird, daß praktisch geübter und bewährter Glaube an Gott den Schöpfer auch ein erfülltes Berufshandeln mit sich zu bringen pflegt.

*

Wir brechen hier ab. Nicht ganz verschweigen können wir indessen die Fragen, die gerade der letztberührte alttestamentliche Zug in dieser Berufsethik vom Schöpferglauben aus in uns wachruft. Zwei Fragen vor allem. — Die erste drängt sich uns allen auf aus den Erfahrungen der Geschichte, so wie wir selbst sie in diesen letzten Jahrzehnten am eigenen Leibe erlebt haben. Hat Luther recht, daß Wohl und Wehe des Gemeinschafts- und des Völkerlebens so direkt vom Glauben oder Unglauben abhängt? Gewiß ist gerade uns Deutschen, mindestens seit 1945, so massiv wie selten einem Volke vor Augen geführt worden, daß die Völkergeschichte je und dann ein Schaubild und Vorspiel von Gottes Gerichtstag wird. Nur, dieses „je und dann“ ist ganz und gar Gottes Geheimnis, wie Luther selbst an anderer Stelle, am eindrucksvollsten wohl in seiner Auslegung des Magnificat (1521), hervorgehoben hat; es läßt sich aus ihm niemals so etwas wie ein „Gesetz der Geschichte“ begründen. Damit hängt auch die Beobachtung zusammen, daß diese großen Beispiele innergeschichtlicher Gerechtigkeits- und Gerichtsübung Gottes den Betroffenen selten als Gottes Gerichte wahrnehmbar werden, — Gottes Gericht wird in ihnen wiedererkannt, wo es in seiner Erstgestalt als „Gewissengericht“ schon zuvor erkannt wurde, schwerlich darüber hinaus. So unwiderstehlich offenbar, wie es im Spiegel der Lutherschen Erklärung des 127. Psalms scheinen möchte, ist Gott als Gerichtsherr im Raum der Menschheitsgeschichte noch nicht. Es heißt bis zum letzten Tage immer noch: „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, Gott Israels, der Heiland“ (Jes. 45, 15). Damit ist schon die zweite Frage angerührt, — sie wiegt noch schwerer als die erste, weil sie eine Frage aus dem Herzen der christlichen Gemeinde selbst ist. — Unser Augenmerk ist heute nur auf den Glauben an den Schöpfer- und Regierer-Gott, und auf seine praktischen Folge-

rungen für unser Leben in Beruf und Öffentlichkeit konzentriert worden. Wo blieb bei dem allen nun der zweite Artikel, die innerste Mitte unseres christlichen Bekenntnisses, der Glaube an Jesus Christus? — Nicht an uns, sondern an Luther selbst ist diese Frage zu richten. Denn es ist Tatsache, daß Luther in dieser Auslegung des 127. Psalms, von ein paar Randsätzen abgesehen, den Namen Jesus Christus ebenso wenig ausdrücklich genannt hat wie etwa Paul Gerhardt in seinem großen Vertrauens- und Trostliede „Befehl du deine Wege“. — Für diesmal können wir uns guten Gewissens mit der Erinnerung begnügen: für Luther ist in diesem „ersten“ Artikel von Gott dem Schöpfer und Regierer der „zweite“ Artikel, das Evangelium von Jesus Christus, immer schon mitgesetzt, so bündig und selbstverständlich, daß er das hier, bei der Auslegung eines alttestamentlichen Textes, nicht ausdrücklich zu beteuern braucht. Daß der 1. Artikel in seiner besonderen Beziehung auf das „leibliche“ Leben und das „weltliche“ Regiment tatsächlich für Luther einen *relativen* Eigenraum gegenüber dem Evangelium, dem Reiche Christi, hat, das mag bei anderer Gelegenheit sorgsamer dargetan werden, und wir werden uns gegenüber neuesten Bestreitungen hier kräftig auf die Seite unseres Reformators stellen. Hier aber, in unserer Psalmauslegung, ist, wie wir sagten, das Evangelium von Jesus Christus, nicht anders als in Gerhardts Trostlied, stillschweigend vorausgesetzt. So ernst genommen, so über alle Dinge gefürchtet, geliebt und geglaubt wird der Schöpfer- und Regierer-Gott doch nur dort, wo einem Menschen, wie Luther sagt, der Herr Jesus Christus „der Spiegel des väterlichen Herzens Gottes“ geworden ist und wo eine Gemeinde sich findet, die die richtende, versöhnende und weltverwandelnde Gegenwart dieses Herrn in der Austeilung seines Wortes und Sakramentes immer neu erfährt. — Dann deklamieren wir allerdings nicht mehr: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“. Dann sind uns alle Konturen und Bergespitzen der Weltgeschichte vom Zeichen des Kreuzes, das auf dem Hügel Golgatha aufgerichtet wurde, überhöht und überwaltet.

Das Kreuz Jesu Christi als der Schlüssel zu den Rätseln der Weltgeschichte — das wäre, gerade in Luthers eigenstem Sinne, die sach-

gemäße Fortsetzung und Ergänzung unseres hier behandelten Themas: die Weltgeschichte im Lichte des Glaubens an den Schöpfer-Gott¹. Aber obwohl unter dem Kreuze Jesu Christi alle „Vergeltungslehren“ für das Einzel- wie für das Gesamtleben der Menschen abgetan sind, wird auch in einer solchen kreuzestheologischen Ausweitung der Geschichtsfrage von dem, was Luther uns heute zu hören gab, nichts zurückzunehmen sein, vorausgesetzt nur das eine, daß wir die konkrete Glaubens-Erkenntnis, die Luther als Ausleger des 127. Psalms hier darbietet, nicht zu allgemeinen Geschichtsgesetzen emporsteigern. Aber das bleibt wahr, und keine falsche Innerlichkeit soll uns hindern, Gott dafür zu loben, daß er auch in der Geschichte der Völker der Herr ist, der Richter und der Heiland. „Daß du auf Erden Richter bist / und läßt die Sünd nicht walten“, dieses Trostwort, das Luthers Lied „Es wolt uns Gott genädig sein“ aus dem 67. Psalm schöpfte, empfängt aus seiner Erklärung des 127. Psalms eine Bekräftigung, die kein Mißbrauch der kreuzestheologischen oder der eschatologischen Erkenntnisgrenze uns problematisch machen soll. Schon um dieser Konkretisierung des Glaubens an Gott den Schöpfer willen sollten wir Luther dankbar dafür bleiben, daß in seinem Bibelglauben und Bibelverständnis das Alte Testament die Würde des Erstwortes behalten hat.

¹ Vgl. dazu speziell: Joh. Müller-Bardorff, *Geschichte und Kreuz bei Luther*, Weimar 1938 (Schriftenreihe der Luthergesellschaft H. 11), und Herm. Wolfg. Beyer, *Gott und die Geschichte nach Luthers Auslegung des Magnifikat*, in: *Luther-Jahrbuch* 1939, S. 110—134, dazu Heinr. Bornkamm, *Luthers geistige Welt*, 2. Aufl. 1953, „Gott und die Geschichte“, S. 218—241.

Der Mensch soll und muß arbeiten und etwas tun, aber doch wissen, daß ein anderer sei, der ihn nähre, denn seine Arbeit, nämlich göttlicher Segen, wiewohl es scheint, als nähre ihn seine Arbeit, weil Gott ohne seine Arbeit ihm nichts gibt.

(Luther. Der 127. Psalm ausgelegt an die Christen zu Riga in Liefland 1524. W. A. 15, 368, 9)